

Ein Ausflug zum Oued R'mel und dem Djebel Gachmus.

Von

R. Fitzner
in Monastir (Tunis).
(Nebst Karte.)

Am 5. Januar dieses Jahres brach unsere kleine Jagdgesellschaft (2 Deutsche, 1 Franzose und 1 Malteser) in aller Frühe und bei völliger Dunkelheit in zwei Boroginos von Monastir nach Soufse auf. Die Boroginos, hohe zweirädrige Wagen mit zwei Sitzen, sind das hier landesübliche Gefährt der Europäer und werden ihrer Leichtigkeit wegen nur einspännig in der Gabel gefahren. Da die kleinen Berberhengste, mit denen man hier meist fährt (die Kastration kennt man in Tunis nicht), sehr kurz eingespannt sind, so folgt der Wagen allen Bewegungen des Pferdes, und das kurze Stofsen beim Trabfahren wirkt für den Neuling bei größeren Touren äußerst ermüdend.

Das mauerumgürtete Monastir lag bald hinter uns, und durch reiche Olivenplantagen führte uns die von der französischen Verwaltung angelegte, vorzügliche Heerstrasse nach Skan's, einer arabischen Ortschaft mit grossen fruchtbaren Gärten und vielen Sommerresidenzen reicher Araber. Bei diesem Orte verläßt der Weg den niedrigen fruchtbaren Höhenzug, der SW-NO streichend den Landvorsprung von Monastir bildet, und senkt sich zur breiten Sebcha von Sachelin, die jetzt im Winter in Folge der Regen mit Wasser gefüllt war.

Diese Sebchas sind eine eigenartige Erscheinung an der ganzen tunisischen Küste. Durch einen schmalen Streifen festen Landes vom Meere getrennt, manchmal auch durch einen Kanal mit diesem verbunden, ziehen sich diese Landniederungen oft mehrere Kilometer parallel zum Meere hin und erreichen auch bisweilen eine grössere Ausdehnung landeinwärts. Im Sommer gewöhnlich völlig trocken, füllen sie sich im Winter mit Regenwasser, wohl auch mit Grundwasser vom Meere und durch die Zuführungen der kleinen Küstenflüsse und

bilden dann einen beliebten Aufenthalt großer Scharen von Stelz- und Schwimmvögeln. Der Boden ist gewöhnlich nicht sumpfig, wie man wohl annehmen sollte, und der Fuß sinkt meist nicht über den Knöchel ein.

Die Straße führt mitten durch diese Sebcha, die in ihrem südlichen Teile den kleinen Oued Djemál in vielästigem Delta aufnimmt, hindurch. Es ist jetzt allmählich heller geworden, hinter dichten Wolkenmassen ist die Sonne aufgegangen, und einzelne matte Strahlen schimmern wunderbar auf dem breiten Wasserspiegel.

Ungefähr $3\frac{1}{2}$ km hinter Skan's zweigt sich die alte Römerstraße, welche Hadrumetum mit Ruspina verband, und auf deren festen Fundamenten der neue Weg erbaut ist, nach rechts ab, überschreitet eine tiefere Stelle der Sebcha auf uralter, fester Brücke und hält sich dann dicht am Meere, während die Chaussee mehr landeinwärts weiterführt.

Kurz hinter dieser Gabelung des Weges erhebt sich zu unserer Rechten zwischen Sebcha und Meer eine wunderherrliche Palmenwaldung. In allen Stadien kann man hier die Entwicklung der schönen Dattelpalme betrachten, vom jugendlichen Palmenbusch bis zum ausgewachsenen alten Baume mit seiner charakteristischen schlanken Figur. Obgleich die Dattelpalme überall häufig als einzelner Baum vorkommt, so ist dies doch die einzige mir bekannte Stelle der Ostküste von Hammamét bis Monastir, die einen ganzen Palmenwald aufzuweisen hat.

Auch zur Linken wird das Land wieder freundlicher, dunkle Olivenwaldungen treten an die Straße näher heran, und aus ihnen leuchten die weißen Häuser von Sachelin. Weiter geht es im schlanken Trabe, wir überschreiten auf einer Brücke den kleinen Oued Amdún und genießen noch den Anblick einer nach Hunderten zählenden Schar der schönen, rosiggefiederten Flamingos, die in der Sebcha, leider weit außer Schußbereich, ihren Morgenimbiss verzehrten und wohlbehaglich nach Gänseart dazu schnatterten.

Jemehr wir uns Soufse (oder Susa) nähern, desto bunter wird das Leben auf der Straße. Araber auf schwerbeladenen Eseln und Kamelen, frostig in ihren großen, weißen oder grauen Burnus gehüllt, kommen uns entgegen. Die Frauen trotten barfüßig, das Gesicht mit ihrem bauschigen, oft einzigen Gewande, dem Haïk, verdeckend nebenher, während der Herr und Gebieter mit Stolz und Würde einerschreitet.

Bald sind wir in Soufse, einer der bedeutendsten Städte der Ostküste. Nach ungefährender Schätzung beziffert sich die Einwohnerzahl

dieser Stadt auf etwa 13 000 Köpfe und zwar: 7 000 Araber, 4 000 Israeliten und 2 000 Europäer. Sie ist der Sitz des französischen Tribunals unter einem *juge de paix*, vieler anderer Regierungsorgane und militärischer Verwaltungsbehörden. Die häufig wechselnde französische Besetzung ist in einem grossen Steinbarackenlager westlich der Stadt untergebracht, ausserdem befinden sich innerhalb der Mauern selbst grössere Depôts der Artillerie, des Trains und des Geniecorps. Eine höhere Bedeutung erhält Soufse ferner dadurch, dass es die Hafenstadt zu dem ungefähr 60 km. landeinwärts liegenden heiligen Kairouân (mit rund 40 000 Einw.), einem starkbesuchten Wallfahrtsziele, bildet. Die französische Heeresverwaltung hat jetzt diesen für sie wichtigen Platz mit Soufse durch eine Pferdebahn verbinden lassen, die leider nicht dem öffentlichen Verkehr übergeben ist, und deren Benutzung durch Privatpersonen nur ausnahmsweise und unter grossen Umständen gestattet wird.

Wir stellten Pferde und Wagen im Fonduk vor der Stadt ein trennten uns dann, da noch jeder verschiedene Besorgungen und Einkäufe zu machen hatte, und trafen uns dann wieder im Café Magne, um den Körper für die uns noch bevorstehende lange Reise zu stärken. Gegen 11 Uhr safsen wir wieder im Wagen und rollten zum Stadthore hinaus. Nördlich von Soufse wird das Gelände etwas wellig; es sind flache Höhenzüge, die nach dem Meere zu abfallen.

Nicht sehr weit hinter der Stadt erblickt man römische Trümmerreste; am besten erhalten war noch, soweit man im Vorüberfahren sehen konnte, ein fester, viereckiger Turm. Höchst wahrscheinlich sind dies Reste des alten Hadrumetum.¹ Reiche Olivenkulturen begleiten zu beiden Seiten den Weg, hin und wieder wird der Blick auf das wunderbar blaue Meer im Osten frei.

Einer interessanten Erscheinung auf dieser Wegstrecke will ich an dieser Stelle noch gedenken. Wiederholt mussten wir auf hohen Brücken 30—35 m tiefe und nicht sehr breite canonartige Schluchten überschreiten, die in vielfach gewundenem Bogen das Land durchfurchten. Jedenfalls haben in früheren Zeiten, als noch dichte Wälder im Innern den Flüssen und Bächen einen grösseren Wasserreichtum verliehen, sich diese in dem Kalkmergelboden das tiefe Bett gegraben. Den jetzigen Wasserläufen möchte ich diese Kraft nicht mehr recht zutrauen, zumal

¹) Hadrumetum (*Ἀδρούμις* der Griechen) erhielt nach seiner Neubefestigung unter Justinian den Beinamen *Σούζουσα*, woraus der heutige Name Suza (Soufse) entstand.

auch auf der Sohle dieser Schluchten ehrwürdige alte Olivenbäume ihre Wurzel geschlagen haben.

Nach dreiviertelstündiger Fahrt passierten wir Hammâm Susa, zu deutsch: Bad Susa, doch konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob hier heilkräftige Quellen aus dem Boden sprudeln, oder ob der Ort nur gröfseren arabischen Volksbädern seinen Namen verdankt.

Im Westen sehen wir den Rauch von dem hinter Hügeln versteckt liegenden Kalaa Kebira aufsteigen, und nach einer Krümmung des Weges liegt eine Reihe eigenartig geformter Berge vor uns. Es sind dies vier breite Tafelberge, die, wengleich scheinbar isoliert, eine Kette bilden, welche WSW-ONO streichend stufenförmig zum Meere abfällt. Auf dem höchsten, westlichsten der vier Tafelberge befindet sich eine trigonometrische Station und ein Gebäude des Service Géographique. Die Strafse windet sich zwischen dem 2. und 3. dieser Stumpfkegel hindurch, führt an 3 km nach W und wendet sich dann NW und erreicht nach etwa 5 km die in dichten üppigen Kaktushecken versteckte Ortschaft Sidi bu Ali. Kurz hinter diesem Dorfe bricht die gutgebaute neue Landstrafse ab, welche wir bisher im flotten Trabe passieren konnten, und es beginnen die richtigen afrikanischen Wege. Tief schneiden die schmalen Räder in den weichen Boden ein, der mit niedrigen, hartstengligen Pflanzen bedeckt ist, die breitgeästet über die Erde hinkriechen; oft auch macht sich der dornige Zerib (*Zizyphus Lotus*) mit seinem häflichen, starren Gesträuch breit. Wenige Kilometer östlich sehen wir den breiten Spiegel der Sebcha Halk el Menzel, und nördlich dieses Beckens blinken die weissen Häuser von Hergla, dem alten Horrea Coelia, im Sonnenschein. Nach Westen verliert sich der Blick in der weiten Steppe, und nur aus dem fernen Nordwest bläut der scharfe, zackige Gipfel des hohen Djebel Zaguân, der schon von Soufse an für uns eine deutliche Landmarke bildet, herüber.

Nirgends erblickt man ein menschliches Wesen oder das geringste Anzeichen von Kultur. Erst nachdem wir nach mehrstündiger ermüdender Fahrt den Marabut (Kapelle) des Sidi Soïa pafsiert haben, wird die Landschaft belebter. Wir treffen auf grofse Heerden der in Nordafrika so verbreiteten Fettschwanzschafe, deren Färbung gewöhnlich weifs mit braunem Kopfe ist. Besonders fiel mir die überaus grofse Anzahl der reizenden jungen Lämmer auf, die teilweise noch mit der Nabelschnur lustig umhersprangen oder mit dem charakteristischen kurzen Stofsen des Kopfes an den Mutterschafen saugten. Bald auch sehen wir die in der ganzen weiten Ebene zerstreut oft hinter Kaktus-

hecken oder dichtem Dornestrüpp versteckt liegenden, schwarzen, niedrigen Zelte der nomadisierenden Beduinen.

Sogar Bodenkulturen treffen wir in diesem scheinbar unfruchtbaren Gebiete an, welche, je weiter wir nach Norden vordringen, an Umfang zunehmen, bis wir uns, in der Nähe von Dar el Bey angelangt, inmitten eines unübersehbaren Komplexes beackerten Landes befinden. Meine Vermutung, daß das ganze Küstengebiet von Sidi bu Ali bis zur Höhe von Hammamët ödes, unfruchtbares Steppenland sein würde, hatte sich als irrig erwiesen. Wir befanden uns in dem ausgedehnten Territorium der Société franco-africaine, gewöhnlich Enfida-Compagnie genannt, welche ungeheuere Landstrecken für jedenfalls sehr billiges Geld erworben hat und deren Hauptsitz sich in Dar el Bey befand, wozu letzteres wir gegen Sonnenuntergang erreichten. Wie schon der Name besagt (Haus des Bey) befindet sich hier ein Schloß eines der früheren Regenten mit daranstossendem Parke. Zur Seite des unbewohnten Schloßes, wenn man diesen Namen hier gebrauchen darf, erheben sich hohe, mehrstöckige Gebäude mit den Wohnungen für die Direktoren und andere europäische Angestellte der Gesellschaft. Auf dem Platze vor der parkartigen Gartenanlage finden wir in Zelten, Strohhütten und Bretterbaracken die arabischen Handwerker des Ortes: Schmiede, Tischler, Schneider, Schuhmacher u. s. w., die wie gewöhnlich ihr Tagewerk auf der Erde sitzend verrichten.

Eine Schule, Postanstalt mit provisorischem Telegraphen, Epicerie (Spezerei-Handlung) und Bäckerei nebst Gasthaus befinden sich in mehreren Steingebäuden.

Die Société franco-africaine verfügt nach oberflächlicher Schätzung wohl über mehr denn 10 Quadratmeilen mehr oder weniger fruchtbaren Landes. Ein großer Landkomplex ist von der Gesellschaft selbst unter den Pflug genommen worden. Die Hauptaufmerksamkeit hat natürlich die Gerste gefunden, welche aufser Weizen allein von den Getreidarten in Tunis angebaut wird, doch sind auch die Versuche mit der Anlage von größeren Weinplantagen sehr günstig ausgefallen. Der Enfida-Wein, ein vino nero, wird an der Küste gern getrunken, und auch das aus den Trebern u. s. w. gewonnene Destillat, das Eau de vie de Mare, ist ein bei den Franzosen sehr beliebtes Getränk.

Da es der Gesellschaft noch auf weite Jahre hinaus unmöglich sein wird, ihr gesamtes Gebiet selbst zu beackern oder auch nur als Weideland zu benutzen, so hat sie sich veranlaßt gesehen für gewisse Frist und gegen Abgaben bestimmte Landstriche an die Beduinen-

stämme der Umgegend zu verpachten. Für Weideland haben dieselben jährlich 1% von den Schafen und 5% von den Lämmern abzugeben, wie sich die Pacht für Ackerland stellt, konnte ich nicht erfahren. Die Beduinenstämme dieser Gegend gehören sämtlich zum Amtsbezirk des Kaïd von Dar el Bey, eines gar gestrengen Herrn, den ich auf der Rückfahrt besuchte und von dem ich noch später sprechen will.

Die Sonne war inzwischen untergegangen, und da in diesen Breiten die Dunkelheit sehr schnell hereinbricht, so mußten wir uns beeilen, um unser Nachtquartier, das noch einige Kilometer nördlich lag, zu erreichen. Die Pferde waren schon sehr ermüdet, und meist nur im Schritt kamen wir auf den schlechten Wegen vorwärts. Endlich schimmerte vor uns ein Licht, bald unterschieden wir die einzelnen Baracken einer Malteser-Ansiedelung, und die beiden Araber, welche wir auf einer Charette mit Proviant und Munition einen Tag vorausgesandt hatten, kamen uns entgegen.

Unser Gastfreund Jean Marie, ein Malteser, meist kurzweg Jem genannt, hiefs uns in seiner kleinen Holzbaracke willkommen. Es war dies eine kleine, doch nicht zu niedrige Bude, die alle möglichen Viktualien, Alkoholica und sonstige Handelsartikel im buntesten Durcheinander barg. In dieses Tohuwabohu passte unser Freund so recht hinein: stets in Hemdsärmeln, an den nackten Füßen arabische Pantoffeln, die rote Binde um den Leib, auf dem wettergebräunten, gutmütigen Gesicht einen noch mehr verwitterten Hut, war er so recht das Bild eines der letzten Vorposten europäischer Civilisation am Rande der Wildnis.

Wir suchten es uns, soweit der Platz es uns erlaubte, bequem zu zu machen und streckten die vom langen Fahren steifgewordenen Glieder. Zu unserer großen Freude hatte Jem für ein warmes Abendessen Sorge getragen. Auf einem der niedrigen, transportablen arabischen Herde inmitten der Baracke brodelte in einer großen Blechkasserolle eine kräftige Hühnersuppe. Jem gab sich alle erdenkliche Mühe, uns sein selbst zubereitetes Mahl auf einer großen Kiste möglichst civilisiert vorzusetzen, doch gelang ihm dies nur teilweise; denn Geschirr und Besteck ließen an Sauberkeit zu wünschen übrig. Doch über solche Kleinigkeiten sieht man hier leicht hinweg; unser Appetit war groß, und Huhn und Brühe vorzüglich. Nachdem wir noch unsern Kaffee geschlürft und die letzte Pfeife ausgeraucht hatten, sehnten wir uns alle nach Ruhe und rüsteten unser hartes Nachtlager her. Meinem deutschen Freunde und mir überließ Jem seine Holzpritsche, während die drei Romanen sich ihr Lager an der Erde bereiteten. Ich setzte

mich in Gedanken zurück in die Zeit, wo ich als preufsischer Einjähriger auf Wache so manche Nacht auf harter Pritsche gelegen hatte, und war bald eingeschlafen.

Am nächsten Morgen brachen wir in aller Frühe auf. Lebensmittel für zwei Tage wurden auf die mit einem starken Maultier bespannte Charette geladen, die uns auf der ganzen Tour begleiten sollte, während die beiden Boroginos in El Khlé zurückblieben. Nach etwa einstündigem Marsche passierten wir das einsame Bordj el Khlé, und dann führte der Weg geradezu nördlich durch Gestrüpp und Steppe an vereinzelt Landkulturen vorüber nach Sidi Abd er Rahman, einer Vereinigung mehrerer Marabuts. Von hier wandten wir uns nach NW und erreichten gegen 2 Uhr Nachmittags den Oued R'mel.

Dieser Fluß entspringt nach der Karte als Oued Bagra auf dem Nordwestabhang des Djebel Zaguân, wird nach Aufnahme des Oued Sidi Zid in seinem Mittellaufe Oued R'mel genannt und fällt als Oued Crocha (N) und Oued Ced (S) in den Golf von Hammamêt.

Das breite Thal, in das wir traten, wird im Norden vom Djebel Gachmüs, der SW-NO streicht, eingesäumt, während den Südrand die niedrigen, breiten Hügel der Ausläufer des Djebel Djeradü und Djebel Akers bilden.

Dichtes Buschgestrüpp (wilder Rosmarin, Pistacien, Thymian, Zerib u. s. w.) bedeckt die Bergabhänge und zum großen Teile auch die Thalsole. Die Wegespur verschwindet hier ganz, und obgleich auf der von der französischen Heeresverwaltung herausgegebenen Spezialkarte eine Fahrstraße eingezeichnet war, mußten wir uns doch ganz der Leitung eines eingeborenen Führers überlassen.

Auf unserer Jagdstreife, die wir den Oued R'mel, dessen klares Wasser uns oft erfrischte, aufwärts unternahmen, trafen wir besonders zahlreich das Stein- oder Klippenhuhn (*Caccabis petrosa* Gm.) an. Wir fanden daselbe jetzt Anfang Januar schon paarweis und nicht mehr in Völkern vor; die Legezeit des Huhnes beginnt meist im Monat März.

Das Huhn ist größer und viel lebhafter und intensiver gezeichnet als das heimatliche Rebhuhn, besitzt aber nicht den pikanten Wildgeschmack, der das letztere auszeichnet.

Bei dem Durchpürschen des Thales und der südlichen Uferhänge trafen wir auf häufige Spuren römischer Ansiedelungen. Meist bedeckte das Trümmergeröll zerbröckelter Mauern den von dichtem Gestrüpp

überwucherten Boden, aber das suchende Auge entdeckte auch noch ganze Häuserfundamente, sogar zuweilen Säulenreste, doch letztere selten. Neben diesem historischen Belege für die Kulturfähigkeit des Bodens erhielten wir bald einen weiteren Beweis, indem wir auf nicht unbedeutende, von Beduinen bebaute Ackerflächen stießen, welche mit Weidegründen wechselten, auf denen stattliche Heerden von Rindvieh, Schafen, Ziegen und Kamelen weideten. Hin und wieder sah man auch einen kleinen Trupp Pferde, die mit gekoppelten Vorderfüßen unbeholfene Sprünge auf dem Wiesenplane ausführten. Weiter im Hintergrunde versteckt mußten mehrere Duars liegen; denn man sah an verschiedenen Stellen Rauch aufsteigen.

Während wir in dieser Gegend jagten, gesellten sich mehrere Beduinen zu uns, deren unglaublich lange Flinten wohl mehr dazu geeignet waren harmlosen Wanderern Schrecken einzujagen als wirklich Schaden anzurichten. Bald kam uns auch der Scheich des nächsten Duars entgegen und lud uns ein, bei ihm unser Nachtlager aufzuschlagen, indem er gleichzeitig einen Boten entsandte, um unsern Wagen herbeizurufen. Wir nahmen, zumal der Abend hereinbrach, das Anerbieten dankend an und begaben uns unter der Führung des Scheich nach dessen Duar.

Dieser lag vom Thale aus ganz unsichtbar auf einer Berghalde zwischen dem Djebel¹ Gachmüs und dessen Vorbergen. Die sechs Feuerstätten des Duars bestanden aus Hütten und Zelten. Erstere waren ziemlich umfangreich angelegt. Ein Gerüst von Olivenzweigen war mit Halfamatten und Dornestrüpp belegt und zum Teil mit Erde beworfen worden. Die Zelte waren die flachen bekannten Beduinen-gurbis aus den langen, aneinandergesetzten Decken, die aus Ziegenhaar gewoben werden und schwarzgefärbt sind. Die Stütze für das Zelt im Innern bilden einige knorrige, gebogene Aeste des Olivenbaumes.

Das Zelt, das uns angewiesen wurde, war gerade nicht sehr gross, machte aber mit den sauberen Halfamatten (aus den Halmen der *Stipa tenacissima* geflochten) auf dem Fußboden einen recht hübschen Eindruck. Rings um das Zelt war ein dichter Wall von Dornestrüpp aufgehäuft.

Inzwischen war auch unser Wagen herangekommen, und wir erfrischten unsern Körper aus den mitgebrachten Mundvorräten und durch einen tüchtigen Schluck Wein.

Als wir uns auf dem harten Boden in unsere Decken gewickelt zur Ruhe ausstreckten, liefs uns erst der ziemlich zahlreich vertretene

Pulex irritans keine Ruhe, endlich aber siegte doch die Mattigkeit. Wir mochten bis Mitternacht geruht haben, als wir plötzlich durch dumpfen Donner aus dem Schlafe geweckt wurden. Ein starkes Gewitter, wie ich es selten erlebt, war über uns heraufgezogen. In dichten Strömen rauschte der Gewitterregen hernieder, und bald stand das Wasser über Handhoch im Zelte. In mindestens fünf Sprachen wurde geflucht über diese unliebsame Störung; an ein Schlafen war trotz der Mattigkeit nicht mehr zu denken. Ich hatte mich auf eine große, hölzerne Milchschüssel, die wie ein Fels in der Flut ragte, gerettet und verbrachte auf ihr kauend, zähneklappernd den Rest der Nacht.

Endlich brach der Morgen an, ein Feuer wurde angezündet, da der Regen aufgehört, und wir suchten uns zu wärmen und zu trocknen. Zu meinem größten Schrecken mußte ich wahrnehmen, daß meine langen Stiefel, die ich für die Nacht mit einem Paar leichterem Schuhe vertauscht hatte, bis über die Hälfte voll Wasser standen. Nur mit Mühe und unter Schmerzen vermochte ich meine Füße heineinzuzwängen, und doch stand uns gerade heute ein großer Marsch bevor.

Unter persönlicher Führung des Scheich, begleitet von einer Anzahl mit Feuerstein- und Perkussionsgewehren bewaffneter Beduinen brach unsere Jagdgesellschaft, schon fast einer Afrikaexpedition gleichend, auf. Unsere Suche auf Steinhühner war von gutem Erfolge begleitet. Nach mehrstündiger Wanderung kamen wir in das Gebiet, wo Wildschweine hausen sollten. Die feinen Schrotpatronen wurden aus dem Lauf gezogen, und dafür die Flinten mit Kugeln und schweren Saurollen geladen. Doppelt vorsichtig ging es vorwärts, Kilometer auf Kilometer wurde auf den unwegsamsten Pfaden zurückgelegt, doch nichts liefs sich sehen. Einige Beduinen als Pfadfinder voraus hatten wir nach Westen zu fast den ganzen Djebel Gachmus umschritten und befanden uns fast an den Südabhängen des Djebel Harbi, als plötzlich einer der als rechte Seitenpatrouille vorgeschickten Eclaireurs uns ein freudiges „halluf, halluf!“ („Schwein!“) von einem Berggipfel zurief.

In atemloser Hast, brennend vor Jagdbegier erreichten wir, uns durch Dickicht und Steingeröll hindurchkämpfend, die Stelle. Der Rufer hatte eine Spur gefunden, die er für die eines Wildschweines ansprach, ein arabischer Skeptiker hielt dieselbe aber für die einer Ziege, und nun entspann sich unter den Gelehrten der Wildnis ein interessanter Streit pro et contra. Ich glaube, der Mann mit der Ziege hatte recht, insch Allah!

Besonders fiel mir auf, daß unsere guten Jagdhunde die Spur nicht annehmen wollten, sondern sich völlig indifferent verhielten.

Unser forcierter Rückmarsch quer durch das Gebirge nach dem Duar war ein überaus anstrengender in der heißen Sonne. Oft schöpften wir uns mit der hohlen Hand Regenwasser, das vom Gewitter der vorigen Nacht in den Wegvertiefungen stehen geblieben war.

Ueber manche interessante Pflanze mußte der Fuß leider achtlos fortschreiten.

Eine Thuja und dann eine Kiefernart bildeten auf der Höhe förmliche Waldparzellen, auch war eine hohe, strauchartige Erica bemerkenswert. In der fünften Abendstunde langten wir wieder im Duar an, nachdem wir ohne einen Bissen zu geniessen ungefähr 40 Kilometer auf den schwierigsten Wegen zurückgelegt hatten.

Obgleich wir jetzt sehr stark ermüdet waren, konnten wir auch in dieser Nacht nicht schlafen, da die Kälte nach dem Gewitter und die Feuchtigkeit, die allen Decken anhaftete, uns viel zu schaffen machte. Dazu hörte man während der ganzen Nacht das Schreien, Blöken und Meckern der innerhalb des Duars zusammengetriebenen Herden, das man kaum ein Auge schliessen konnte.

Da unsere Lebensmittel zur Neige gingen (wir hatten eine dreitägige Abwesenheit von El Khlé nicht vorhergesehen), mußten wir uns am nächsten Morgen einen Imbiss aus Ziegenmilch und Beduinenbrot gefallen lassen. Erstere machte in dem nicht sehr sauberen Blechgefäß und mit den darin schwimmenden Haaren gerade keinen einladenden Eindruck, und wir konnten dieselbe erst geniessen, nachdem wir sie durch ein reines Tuch geseit hatten. Die frischgebackenen Brote hatten ungefähr ein halbes Meter im Durchmesser, waren nicht über Fingerdicke stark und schmeckten wie kalter Kartoffelpuffer. Leider machten sich recht viele Sandkörner darin bemerkbar.

Inzwischen war unser Maultier angespannt, die Charette beladen worden, und wir nahmen Abschied vom Scheich und seinen Beduinen, indem wir ihnen einiges Pulver und entbehrlichen Tabak schenkten.

Der durch die Gewitterregen stark angeschwollene Oued R'mel konnte mit dem Wagen nur unter großen Schwierigkeiten überwunden werden. Auch weiterhin war der Boden durch den Regen stark aufgeweicht worden, und fast nur im Schritt konnten wir weiter kommen. Unterwegs trafen wir noch mehrere Beduinenfrauen, denen meine Brille mächtig imponierte; sie mochten wohl solch ein Instrument noch nie gesehen haben, denn sie folgten fast eine Viertelstunde lang dem Wagen im Laufschrift unter lauten Kundgebungen ihres Staunens.

Eine große Strecke des Rückmarsches legten wir zu Fuß zurück und schossen unterwegs noch mehrere Steinhühner wie auch Kiebitze,

deren letzteren Zahl, jemehr wir uns der Sebcha Djiriba näherten, zunahm. Am Spätnachmittage trafen wir endlich wieder in der Malteser-Kolonie bei El Khlé ein.

Während meine Gefährten gegen Abend noch eine Streife auf Kiebitze am Rande der Sebcha unternahmen, benutzte ich die kurze Zeit bis zum Sonnenuntergang, um den in der Nähe befindlichen Ruinen der römischen Colonia Uppenua einen Besuch abzustatten. Von den Profanbauten war wenig mehr zu schauen; ein wüstes Chaos über den Boden weit verstreuter Mauerreste kennzeichnete die ehemalige Kulturstelle, die sich vom Ufer nach einer sanften Berglehne emporzog. Am besten erhalten war noch ein Teil der gewölbten, städtischen Wasserwerke.

Doch während in der Ebene fast alle Spuren vernichtet, und gewissermaßen nicht ein Stein auf dem andern geblieben war, ragte oben auf dem langgestreckten Höhenzuge noch ein Denkmal ehemaliger Pracht, das fanatischer Vernichtungswut und verderblicher Witterung trotzig die Stirn geboten: die Ruinen eines römischen Tempels, den man sich im Geiste sehr wohl rekonstruieren konnte. Die starken, $1\frac{1}{2}$ —2 m dicken, aus petrefaktenreichem Kalkgestein aufgeführten Mauern waren nach außen mit starken Quadern verblendet gewesen. Zu der von zwei hohen, turmartigen Gebäuden flankierten Front hatte jedenfalls eine breite Freitreppe zum Tempelhofe emporgeführt, in dessen Innerem man noch eine tiefe Nische, in der das Götterbild gestanden, wahrnehmen konnte. Es muß von hier im hellen Sonnenscheine ein herrlicher Blick über die Dächer der Stadt hinweg zum fernen tiefblauen Meere gewesen sein, während jetzt in hereinbrechender Dämmerung das Auge nur über traurige Trümmerstätten zum sumpfigen Gestade der Sebcha glitt.

Als ich zum Blockhause zurückkehrte, wurde das Abendessen angerichtet, eine kräftige Suppe aus sechs Steinhühnern, die erste warme Speise seit mehr denn 70 Stunden.

Die Rückfahrt über Dar el Bey und Sidi bu Ali nach Soufse am andern Tage war äußerst ermüdend und anstrengend. Oft mußten wir absteigen, da die Pferde den Wagen in dem aufgeweichten Boden nicht vorwärts zu bringen vermochten. In Dar el Bey machten wir eine kurze Rast und statteten dem Kaïd, der mit einem Herrn der Gesellschaft bekannt war, einen Besuch ab. Der Kaïd Sidi ben Nesman ist türkischer Herkunft und hat eine richtige Despotenphysiognomie. Er soll gar wenig sanft mit seinen Untergebenen verfahren und erfreut sich eines ganz gewaltigen Respektes. Oderint, dum metuant! Er ist ein enragierter Franzosenfreund, wenngleich er deren Sprache wenig spricht, und in seinem Audienzzimmer hängt das Bild Boulangers,

des ehemaligen Oberkommandierenden in Tunis. Er bewirtete uns mit starkgewürztem Thee und setzte uns dann auch Cognac vor, von dem er jedoch nicht genofs. Angelegentlich erkundigte er sich danach, ob uns die Beduinen auch freundlich aufgenommen hätten, sonst wären sie der Bastonade gewifs gewesen.

Ohne besondere Zwischenfälle erreichten wir spät am Abend Monastir, abgespannt und ermüdet, aber doch voller Befriedigung im Rückblick auf die reiche Fülle des Neuen und Interessanten, das wir geschaut.

Monastir, im Februar 1889.

Isochronenkarte des deutschen Reiches.

Von

Professor J. Maenss
in Magdeburg.

(Nebst Karte.)

Unsere gewöhnlichen Karten geben durch ihre Darstellungsweise noch keine ausreichende Auskunft über die Verhältnisse des Verkehrs. Sie zeigen uns Lage und Abstand der verschiedenen Orte von einander, das Vorhandensein und die Richtung von Strafsen und Eisenbahnen. Aber verkehrsgeographisch ist ganz besonders die Zeit wichtig, welche nötig ist, um von einem Orte zum andern zu gelangen oder Waren zu befördern. Darum hat man angefangen, auch zeitliche Entfernungen auf Landkarten zur Darstellung zu bringen, und zwar hat zuerst Francis Galton eine Karte entworfen, auf welcher er diejenigen Punkte der Erde miteinander verband, die von London aus in einer gleichen Anzahl von Tagen zu erreichen sind. Er nannte diese Linien Isochronen. 1887 hat Penck in der „deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ eine Isochronenkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie veröffentlicht, auf welcher durch verbindende Linien und Farbenabstufungen die zeitliche Entfernung der einzelnen Orte von Wien in Abständen von 5 zu 5 Stunden dargestellt ist. In seinem Werke „die Verkehrswege im Dienste des Welthandels“ (Stuttgart 1888) hat Götze den Güterverkehr behandelt und für verschiedene Perioden Isochorenkarten, für die Gegenwart eine Erdkarte mit Isochoren